

Michael Gmelch Impulse für eine zukünftige Gemeinde- spiritualität

Auf der Basis des konziliaren Kirchenbildes und auf dem Hintergrund der Identitätskrise der Gemeinden plädiert Gmelch für die Förderung kleinerer Gemeinschaften und ihre Vernetzung. Auf diese Weise könne die Identität der Gemeinden und ihre Spiritualität gestärkt werden. – Die Anstöße nimmt der Autor aus seiner Begegnung mit französischen Basisgemeinden. red

1. Vorwort

Unter Spiritualität verstehe ich die Gesamtheit an Äußerungen, Gestaltungsformen und Modellen eines Lebensentwurfes, der sich vom Glauben her qualifiziert und sich in den Horizont des Evangeliums einschreibt. Insofern Spiritualität nicht nur einen Teilbereich der Existenz betrifft – etwa im Sinn einer auf kultisch-rituelle Verhaltensweisen reduzierten Frömmigkeit –, hat sie Grundlegendes mit der Identität des Menschen zu tun. Auf der Suche nach Bausteinen für eine zeitgemäße Spiritualität der Gemeinde ist demnach zu fragen, welche identitätsbildenden Momente unaufgebar zum Selbstverständnis einer Gemeinde gehören. Kriterien für alle Versuche, Gemeinde zu definieren, finden sich in den Aussagen der Kirche über sich selbst, namentlich in den beiden Kirchendokumenten „Lumen Gentium“ und „Gaudium et Spes“ des II. Vatikanischen Konzils.

2. Das Selbstverständnis der Kirche des Konzils

Eine der zentralen Wiederentdeckungen des Konzils war die Beschreibung der Kirche als *Communio* des Volkes Gottes. Die Volk-Gottes-Ekklesiologie bildet den theologischen Leitfaden der gesamten Konzeption des Konzils und ist nach Kardinal L.-J. Suenens die „vielleicht wichtigste Revolution am Konzil“¹. Der Volk-Gottes-Begriff hat identitätsbildende Kraft, denn er gibt die Berufung aller Glaubenden zu erkennen: sie sind berufen zur Gemeinschaft mit Gott und zur Gemeinschaft untereinander. Wenn die Kirche die Gemeinschaft des Volkes Gottes ist und die Menschen des Volkes Gottes kraft ihrer Berufung und Sendung diese Gemeinschaft bilden, sind prinzipiell alle Menschen, die diese Gemeinschaft bilden, die Kirche selbst. Damit gehört die jahrhundertelange Unterscheidung zwischen Kirche (= Papst, Bischöfe und Priester) und Volk Gottes (= Laien) endgültig der Vergangenheit an und ist – wenigstens theoretisch – anachronistisch geworden.

Die Kirche des Volkes Gottes zeichnet sich aus durch die geschwisterliche Gemeinschaft; ihren Gemeinschaftscharakter gewinnt die Kirche nicht in erster Linie kraft ihrer

¹ Zit. nach H. Rossi, Die Kirche als personale Gemeinschaft. Der kommunale Charakter der Kirche nach den Dokumenten und Akten des II. Vatikanischen Konzils, Köln 1976, 103, Anm. 113.

institutionellen Ausprägungen und Strukturen, sondern durch die Qualität der personalen Beziehungen², die die Gläubigen angesichts ihres Gottes untereinander pflegen. Gott hat es nämlich „gefallen, die Menschen nicht bloß als einzelne, ohne jede gegenseitige Verbindung, zur Teilnahme an seinem Leben zu rufen, sondern sie zu einem Volk zu bilden“³. Gott will „Gemeinschaft mit sich herstellen und brüderliche Verbundenheit unter den Menschen [. . .] stiften“ (AG 3).

Diese Gemeinschaft braucht eine reale soziale Basis; sie ist niemals abstrakt, sondern konkret, d. h. geschichtlich-situativ vermittelbar. Unbeschadet ihres mystischen Charakters lebt die Kirche von wirklich existierenden persönlichen Beziehungen der Glaubenden untereinander. Ohne sie würde die Kirche in einem Mystizismus landen und ihr Charakter als *Communio* bliebe eine so sublimen Wirklichkeit, „daß sie ein in den Wolken schwebendes Ideal bleiben würde und sich nicht in unser konkretes Alltagsleben übersetzen könnte“⁴. Geerdet wird dieses Ideal an konkreten Lebensorten: wo Menschen das Wagnis eingehen, eine „Gemeinschaft des Lebens, der Liebe und der Wahrheit“ (LG 9) zu bilden.

Die Pastoralkonstitution verdeutlicht: Christus „stiftete [. . .] unter allen, die ihn im Glauben und in der Liebe annehmen, durch das Geschenk seines Geistes eine neue brüderliche Gemeinschaft in seinem Leib, der Kirche, in dem alle einander Glieder sind und sich entsprechend der empfangenen Gaben gegenseitig dienen sollen. Diese Solidarität muß ständig wachsen“ (GS 32).

Auf einen gemeinsamen Nenner gebracht heißt das: Die Kirche des Volkes Gottes ist ihrem Wesen nach ein Mysterium der Gemeinschaft; darin liegt ihre Würde, ihre Berufung und ihr Auftrag. Diesen gemeinsamen Nenner der Erneuerungsversuche des Konzils und der sich daraus ergebenden pastoralen Konsequenzen hat Paul VI. bei der Eröffnung der zweiten Session des Konzils so zusammengefaßt: „Den Geist des Konzils fördert, wer in das katholische Leben einen festeren Zusammenhalt, eine größere Brüderlichkeit und eine stärkere Liebe hineinzutragen sucht. Alles, was den Gemeinschaftssinn schwächt oder gegen ihn verstößt, liegt außerhalb der Linie, die das Konzil für die Erneuerung [. . .] der Kirche gegeben hat“⁵. Johannes Paul II. betont diesen Zusammenhang in seinem Brief an die Bischöfe zur Vorbereitung der römi-

² Siehe dazu bes. *H. Rossi*, a. a. O.

³ *Ad Gentes* 2; vgl. ähnlich *Lumen Gentium* 9.

⁴ *Y. Congar*, *Der Heilige Geist*, Freiburg – Basel – Wien 1982, 174.

⁵ Zit. nach *J. B. Capellaro – G. Liut – L. Canesso – F. Cossu – J. Mc Nabb*, *Kirche der Hoffnung für die Welt. Ein Pastoral-Projekt*, Thaur bei Innsbruck 1985, 8.

Die Kirche
des Volkes Gottes –
ein Mysterium
der Gemeinschaft

sehen Bischofssynode (1987) über „Berufung und Sendung der Laien in Kirche und Welt zwanzig Jahre nach dem II. Vatikanischen Konzil“: Die Christen sind berufen zur „Teilnahme an der trinitarischen Liebesgemeinschaft“. Eine „solche Berufung [kann] nicht individualistisch verwirklicht werden. Der Ruf der göttlichen Personen schafft in der *communio* der Kirche gegenseitige Beziehungen unter allen Gläubigen“⁶.

Kommunitäre und communiale Momente sind also für das Kirchenbild des Konzils unverzichtbar⁷. Sie gelten in gleicher Weise für das Selbstverständnis der Gemeinden, denn die Kirche ist „wahrhaft in allen rechtmäßigen Ortsgemeinschaften der Gläubigen anwesend“, die „je an ihrem Ort [. . .] das von Gott gerufene neue Volk“ bilden (LG 26). Dieses Anliegen greift auch der *Codex Iuris Canonici* auf, wenn er die Pfarrgemeinde als eine „Gemeinschaft von Gläubigen“ (*communitas christifidelium*) (can. 515 § 1) beschreibt.

Zusammenfassend kann man sagen: Die personale, gemeinschaftsbezogene Dimension von Kirche ist all ihren institutionellen Strukturen vorgeordnet und umgreift diese. Daraus folgt, daß die Gläubigen, die diese Gemeinschaft bilden, nicht Objekte ihrer institutionellen Betreuung und Versorgung sind, sondern Subjekte ihrer Existenz. Wer zu dieser personalen Gemeinschaft des Volkes Gottes prinzipiell nicht bereit ist, kann auch nicht die Kirche bilden. Sie ist dann nicht seine Berufung und nicht Wesensmerkmal seiner Identität. Er ist ihr vielleicht gehorsam, aber er ist nicht ihre Kraft. Er verläßt sich nicht auf sie, und sie rechnet nicht wirklich mit seiner Verantwortung. Beide sind einander entfremdet (s. Pt. 4).

3. Das Grundanliegen des Konzils: Verbindung von Lehre und Leben

Das Konzil beläßt die Lehre über das Selbstverständnis der Kirche nicht im theoretischen Bereich, sondern bemüht sich, sich selbst in Beziehung zu setzen zur real existierenden Wirklichkeit der Menschen und der Welt von heute. Damit wird in einer ganz radikalen Weise die unaufgebbare Verbindung von Glaube und Leben, Lehre und Existenz, Kirche und Welt, Dogma und Pastoral betont. Was die Kirche über sich selber weiß, wird auf die *Erfahrung* der Gläubigen hin thematisiert. Der Grundgedanke aller Konzilsdokumente kann so beschrieben werden: Die *Lehren* der Kirche müssen für die Menschen konkret erfahrbar sein und sich in einer erlösenden Praxis bewahrheiten. Die Identität der Kirche zeigt sich also nicht nur auf der Ebene der Lehre und des Bekenntnisses,

⁶ Sekretariat der deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.), *Instrumentum Laboris*. Zur Bischofssynode 1987 . . . Bonn 1987, 18.

⁷ Diese Aussage gilt in gleicher Weise für das Bild vom Tempel des Heiligen Geistes und vom Leib Christi, das das Konzil als Metapher für die Kirche verwendet.

sondern unvermischt und ungetrennt davon durch das Handeln der Glaubenden, die die Kirche bilden.

Diese Andeutungen mögen zeigen: Christsein erschöpft sich nicht in gemeinsamen Bekenntnissen definierter Glaubenswahrheiten oder im Beiwohnen kirchlicher Feiern; die Christen müssen vielmehr den Realitätsgehalt des Glaubens in konkreter Tat bewahrheiten und in ihrer Praxis als christlich verantwortete Existenz auch einlösen. Theologische Aussagen gewinnen ihre existentielle Bedeutung für das wirkliche Leben der Menschen nur insoweit, als sie die notwendige Verbindung mit dem Handeln eingehen. Orthodoxie und Orthopraxie sind also streng aufeinander verwiesen. Ohne diese innere Verknüpfung bleibt die Botschaft des Konzils von der Gemeinschaft des Volkes Gottes im luftleeren Raum hängen und erhält, da Anschauung und Erfahrung fehlen, das Odium einer reinen Behauptung!

Erfahrungen in der kirchlichen Gemeindegearbeit zeigen, daß uns diese Verbindung zwischen Lehre und Leben in weiten Bereichen sträflich abhanden gekommen ist. Die immer wieder beklagte Diskrepanz zwischen Wort und Tat begegnet besonders eklatant auf dem Niveau des Unterschieds zwischen gottesdienstlichen Symbolhandlungen und kirchlicher Praxis. Was Kirche feiert und verkündet, hat kaum entsprechende Konsequenzen für die Sozialgestalt der Kirche selbst. Was in der Verkündigung dargestellt und im Sakrament realisiert wird, wird entweder nicht so geglaubt, daß es die damit verbundene Wirklichkeit auch im Handeln einlöst, oder die Erfahrung im gemeinsamen Verhalten ist bereits so dünn geworden, daß das, was verkündet und gefeiert wird, einfach nicht mehr geglaubt werden kann. Beispiel: Mt 18, 20: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ Die Zusage Jesu und der darin evolierte Impuls regen in den seltensten Fällen zu einem neuen kommunikativen Handeln an. Die konfessorische Zustimmung zur Präsenz Jesu inmitten der Seinen bleibt auf der Ebene der Theorie. Aber erst, wo Menschen es tatsächlich riskieren, sich im Namen Jesu aufeinander einzulassen, wo ihre Begegnungen den Geist des Evangeliums atmen und wo sie in ihrem Zusammensein ein an Jesu eigenem Handeln orientiertes Milieu der gegenseitigen Annahme, Liebe und Befreiung stiften, ist der als anwesend geglaubte Herr zur Wirklichkeit einer personalen Erfahrung geworden.

4. Die Identitätskrise der Gemeinden: Ein Fallbeispiel

Daß es bislang kaum gelungen ist, die Ein- und Absichten des Konzils im gemeindlichen Handeln zu rezipieren, zeigt eine Umfrage bei 50.000 Katholiken, die vom Katho-

Charakteristische Ausfälle

likenrat der Diözesen Eichstätt und Bamberg im Großraum Nürnberg durchgeführt wurde. Unter dem Motto „Kirche unterwegs – lebendige Kirche“ wurden die Christen der katholischen Pfarreien gebeten, ihre Hoffnungen und Enttäuschungen hinsichtlich ihrer eigenen Kircherfahrungen zu beschreiben⁸. Mit großem Abstand zu einer Reihe von theologischen Problemen (z. B. Zölibat, Frauenordination, Ämterfrage, Sexualmoral etc.) wurde auf der Ebene der persönlichen Erfahrung die fehlende Gemeinschaft in den Gemeinden moniert: „Von Gemeinschaft merkt man nichts.“ „Unsere Gemeinde sollte mehr Freiraum, Akzeptanz, Liebe, Wohlfühlen und Vertrauen ermöglichen.“ „Ich erhoffe mir, daß mehr Wärme und Liebe spürbar wird.“ „Wir können uns heute nur noch gemeinsam durch unser überzeugendes Leben glaubwürdig machen.“ „Die Großgemeinde sollte persönlicher werden durch verstärkte Organisation von Hauskreisen, Bibelkreisen, Familienkreisen, die untereinander wieder vernetzt sind.“ Solche und ähnliche O-Töne wurden in folgender Option zusammengefaßt: „Die Gemeinde soll der Ort der Geborgenheit sein, wo Leben und Glauben miteinander verbunden werden. Für eine lebendige Gemeinde, die ihren Gliedern wirklich Heimat bietet, sind kleine, überschaubare Kreise und Gemeinschaften vonnöten, die persönliche Kontakte ermöglichen und dadurch die Chance bieten, ein alternatives Modell zur gesellschaftlichen Lebenswirklichkeit zu entwickeln.“

Auf der Suche nach neuen Formen der Mitgestaltung des gemeindlichen Lebens, das Mut machen soll für die Neubelebung einer Kirche, die von vielen eher im Koma liegend erfahren wird⁹, als daß sie sich durch Lebendigkeit auszeichnet, sprechen die Nürnberger Christen charakteristische Ausfälle an, wie sie landauf und landab gegeben sind: Religion ist weithin Privatsache des einzelnen, und die Praxis christlicher Lebensäußerungen trägt eher individualistische statt gemeinschaftliche Züge. Die Pfarreien als institutionelle Großorganisationen scheinen in zunehmendem Maße unfähig zu sein, soziale Orte und Räume zu schaffen, die einen motivierenden Symbolismus der christlichen Gemeinde als Volk Gottes zum Inhalt haben und in denen der Glaube gemeinsam gelernt, erzählt, gelebt, erlitten und gefeiert werden kann. Die Forderung, daß der *Communio*-Charakter des Volkes Gottes endlich zum Durchbruch kommt und daß er an der Lebensbasis des einzelnen wie auf der Ebene der Pfarrei auch einge-

⁸ Die Ergebnisse dieser Umfrage sind bislang noch nicht veröffentlicht und liegen beim Nürnberger Katholikenrat nur in hektographierter Form vor.

⁹ Vgl. dazu F. Köster, *Kirche im Koma? Der Mut zu einer ganz anderen*, Frankfurt/M. 1989.

löst werden muß, trifft sich mit den Analysen des Symposiums der Europäischen Bischofskonferenzen (1985). Im Hinblick auf die notwendige Neuevangelisierung Europas fordern die Bischöfe, daß die Erneuerung der christlichen Lebenskultur an eine Präsenz von Werten anknüpfen muß, die in der religiösen Natur eines jeden Menschen verwurzelt sind: die Suche nach einer tieferen Erkenntnis des Lebens, nach Gemeinschaft und nach tiefem menschlichen Erbarmen¹⁰.

Die Rede von Gemeinschaft – verstanden als real existierende Verbundenheit von Christen untereinander und mit Gott – ist nichts Akzidentelles, das zum Wesen von Kirche erst im nachhinein hinzutreten oder auch unterlassen werden könnte. Die real erfahrene Gemeinschaft in ihrer anthropologischen und theologischen Dimension ist vielmehr die Bedingung der Möglichkeit, Kirche konkret erleben zu können. Der Sprachgebrauch für den Begriff Gemeinschaft ist in diesem Zusammenhang daher streng seinshaft-personenbezogen und nicht metaphorischer Art. Ein Beispiel dafür findet sich z. B. im Schlußdokument der Vollversammlung des lateinamerikanischen Episkopats in Puebla (1979). Dort heißt es: „Die jungen Menschen müssen fühlen, daß sie die Kirche sind, indem sie die Kirche als Stätte der Gemeinschaft und Mitwirkung erfahren. [. . .] In ihr fühlen sich die Jugendlichen als neues Volk, als das Volk der Seligpreisungen, das keine andere Sicherheit besitzt als Christus“ (Nr. 1185).

Die Bekehrung zur Kirche des Konzils, d. h. in unserem Zusammenhang die Option zu treffen, als geschwisterliche Gemeinschaft von Glaubenden das Volk Gottes zu sein, ist für die katholischen Christen in unseren Breiten ein längst fälliger Schritt.

Das II. Vatikanische Konzil holt nicht nur die Orthodoxie, sondern ungetrennt von ihr die Orthopraxie ein. Die Lehre der Kirche wird in dem Maß tiefer erkannt und umfassender erfahren, in dem sie in der real existierenden Lebenswirklichkeit der Menschen Platz greift. Der lebenspraktische Bedeutungsgehalt von Glaubensaussagen ist nicht nur aposteriorische Anwendung, sondern gehört als inneres Moment zu ihnen.

Das Anliegen des Konzils, den Volk-Gottes-Begriff als Kirchenverständnis neu ins Bewußtsein zu rufen, wird nur dann in die pastorale Praxis eingeholt, wenn man das Volk-Gottes-Sein aller Gläubigen ganzheitlich begreift, zuläßt und ermöglicht. So gilt es, Lebensorte zu schaffen

¹⁰ Vgl. R. A. White, Kommunikation und Evangelisierung in Europa, hrsg. vom Centre for the Study of Communication and Culture, 221 Goldhurst Terrace, London NW 6 3 EP, ohne Jahresangabe, 3.

oder zu provozieren, an denen die Ekklesiologie des Konzils nicht nur argumentativ abgesichert wird, sondern die Existenzweise der Kirche am Ort tatsächlich prägt.

Ohne erlebnis- und erfahrungsbezogene „Umschlagplätze“ kann die Verbindung zwischen ekklesiologischem Anspruch und der Lebenswirklichkeit der Menschen nicht gelingen, und es besteht die Gefahr, daß die befreiende Botschaft vom Volk Gottes auf eine ungeschichtliche und damit ort- und zeitlose Metapher reduziert wird.

Wer die biblischen Geschichten vom alttestamentlichen Israel liest, wird merken, daß dieses Volk seine spirituelle Identität als Gottes Volk erst im Lauf der Zeit durch konkrete Erlebnisse, Widerfahrnisse und Interaktionen herausbildet. Erfahrungen mit Gott und das Miteinander-Handeln prägen das Selbstverständnis dieses Volkes und bestimmen seine Zukunft.

Wer heute Geschichten vom Volk-Gottes-Sein der Gemeinde erzählen will, muß daher auf Orte, konkrete Menschen und Situationen hinweisen können, an denen das Neue Volk Gottes geschichtliche Konturen gewinnt. Ein möglicher Schritt auf dem Weg zur Kirche des Volkes Gottes ist die Bildung kleiner Basis- und Lebensgemeinschaften.

6. Impulse
aus dem Umfeld
basiskirchlicher
Lebens-
gemeinschaften¹¹

Basiskirchliche Lebensgemeinschaften sind eine Form weltweiter kirchlicher Gemeinschaftsbildungen der Nachkonzilszeit¹². Motiviert von der Ekklesiologie des Konzils, verstehen sie sich selbst als Volk Gottes; sie wollen ein geschichtlicher „Umschlagplatz“ sein, an dem theologische Aussagen zur lebenspraktischen Erfahrung gerinnen können, und sie haben es sich zum Anliegen gemacht, den Gemeinschaftscharakter des Volkes Gottes an der Basis des Lebens zu sichern. Auf dem Hintergrund ihrer Erfahrungen können für die Wiederbelebung und Ermutigung der Basis in den Gemeinden unseres Sprachraums folgende Konsequenzen gezogen werden:

a) Gespür für die Krise
traditioneller
Glaubens-
und Lebensformen

Kirchliche Basiskirchliche sind eine Reaktion auf den Zusammenbruch überkommener Sozialisationsformen kirchlich vermittelten Glaubens.

Auf der Grundlage ihrer Taufe und der damit verbundenen Berufung wollen die Christen solcher Gemeinschaf-

¹¹ Die folgenden Impulse stammen aus dem basiskirchlichen Umfeld französischer Lebensgemeinschaften. Vgl. dazu: *M. Gmelch*, Gott in Frankreich. Zur Glaubenspraxis basiskirchlicher Lebensgemeinschaften, Würzburg 1988. Eine detaillierte Beschreibung des ekklesiologischen Selbstverständnisses dieser Gemeinschaften findet sich auf S. 148–216.

¹² Vgl. dazu in Auswahl: *L. Boff*, Die Neuentdeckung der Kirche. Basisgemeinden in Lateinamerika, Mainz ³1985; *J. Pichler*, Kirche – Glaube – Politik. Basisgemeinden in Italien, München – Mainz 1984; *P. Warnier*, Nouveaux témoins de l'Église. Les communautés de base, Paris 1981; *G. A. Mendoza – J. M. Luz – J. T. Deles* (Hrsg.), Church of the People, The Basic Christian Community Experience in the Philippines, Manila 1988.

ten nicht mehr länger Objekte pastoraler Betreuung, sondern Subjekte ihrer je eigenen Glaubensgeschichte sein. Angesichts der Anonymität und der Beziehungslosigkeit in unüberschaubar gewordenen Territorialpfarreien und Pfarrverbänden will man ein gemeinschaftlich geprägtes Gemeindeleben ermöglichen. Um die Distanz zwischen Glauben und Leben zu überwinden, schaffen sie in kreativer Weise eigene Formen des religiösen Ausdrucks, entdecken verschüttete Quellen in sich selbst und stiften ein Milieu, in dem andere den Geist des Evangeliums antreffen können.

Den Hauptamtlichen und Verantwortlichen unserer Pfarreien gilt die Ermutigung, der Berufung der Christen zu trauen, die Dynamik des Heiligen Geistes in ihrem Leben anzuerkennen und ihnen hinsichtlich ihrer wirklichen Teilhabe am prophetischen, königlichen und priesterlichen Amt des gesamten Gottesvolkes auch Entscheidendes zuzutrauen. Die lebendige Basis des Glaubens der sich stets erneuernden Kirche ist der Geist Gottes selbst; er will in schöpferischer Weise in den Gläubigen zu Wort und Tat kommen und sie zu neuen Lebensformen inspirieren.

Wer angesichts der Abwanderung vieler junger Leute zu attraktiveren Glaubensformen ängstlich an traditionellen Mustern volkskirchlicher Frömmigkeit festhält, legt nicht unbedingt ein glaubwürdiges Zeugnis seines Vertrauens in die Zukunftskraft Gottes ab!

Die römische Bischofssynode (1987) hat in ihrer Schlußbotschaft an das Volk Gottes die basisgemeindlichen Erfahrungen verschiedener Länder gewürdigt und in die Konzeption zukünftiger Gemeindegewirklichkeit integriert. Die Pfarrei von morgen wird „eine Gemeinschaft von Gemeinschaften [. . .] [sein], wenn sie die lebendige Mitte für kirchliche Basisgemeinschaften, andere Gruppen und Bewegungen wird, die sie stärken, und die wiederum von ihr befruchtet werden“¹³.

Im dialektischen Zusammenspiel zwischen kleinen Gemeinschaften und der institutionellen Großpfarrei wird die Chance liegen, den einzelnen vor Isolation und die Gruppe vor kollektiver Selbstgenügsamkeit zu bewahren. Die Erfahrung basiskirchlicher Gemeinschaften mit Menschen, die auf der Suche sind nach der Identität ihres Glaubens, bezeugt: Ob einer den Weg zum lebendigen, personal angeeigneten Glauben findet und ob einer die Berufung seiner Taufe existentiell in seinem Handeln einholt, hängt weitgehend davon ab, ob er eine Gemeinschaft findet, die ihm religiöse Plausibilitäten glaubwür-

b) Intensivierung der Kommunikation innerhalb der Gemeinde durch Bildung kleiner Gemeinschaften

¹³ Auf den Spuren des Konzils. Botschaft an das Volk Gottes, in: OR(D) n° 45 (1987) 6.

dig vorlebt und durch Identifikationsmöglichkeiten die Chance gibt, Schritte des Glaubens in seinem eigenen Leben zu wagen. Kommunikation und Austausch auf der Ebene des Lebens sind unerläßliche Vorbedingungen einer gelingenden Kommunikation auf der Ebene des Glaubens.

Je intensiver die Kommunikationsformen innerhalb einer Pfarrei sind, je größer die Möglichkeit zur aktiven Partizipation ist und je zahlreicher sich kleine Gemeinschaften bilden, die sich untereinander vernetzen und austauschen, desto berechtigter ist auch die Hoffnung, daß die Kirche des Volkes Gottes auferstehen wird.

c) Entwicklung einer neuen Sprache, die Glauben und Leben verbindet

Bei der Ausbildung einer gemeindlichen Spiritualität geht es u. a. auch darum, daß Christen ihre unersetzbare Kompetenz entdecken und entwickeln, vom Evangelium zu reden und ihre Lebenserfahrungen, die sie im Horizont des Glaubens machen, auch auszutauschen. Dabei tauchen nicht selten zwei Schwierigkeiten auf: Zum einen haben es Priester wie Laien zu wenig gelernt, über sich und die religiöse Tiefendimension ihrer Existenz zu sprechen. Ihnen verschlägt es die Sprache, wenn es um das Aussprechen des eigenen Glaubens geht. Zum anderen sind die zur Verfügung stehenden theologischen Begriffe oft nur noch leere Worthülsen, weil in ihnen die zeitgenössische Erfahrung nicht mehr pulsiert.

Basisgemeinschaften haben in einem offenen Kommunikationsprozeß gelernt, eine Reihe kraftvoller und zum Handeln motivierender christlicher Sprachsymbole zu entwickeln; sie stellen eine Synthese dar aus aktuellen Lebens- und Leidenserfahrungen und dem überlieferten Symbolschatz der jüdisch-christlichen Tradition. Sie motivieren einmal zu einem je neuen persönlichen Engagement bei der Gestaltung von Liturgien, Riten und gemeinschaftlichen Ausdrucksformen, und sie ermutigen zum ändern dazu, die Herausforderung des konkurrierenden Symbolismus einer pluralistischen Gesellschaft auf der Grundlage des gemeinsam angeeigneten Glaubens zu bestehen.

d) Entwicklung einer Spiritualität des Weges

Das Volk Gottes befindet sich noch im „status viae“; es ist pilgernd unterwegs, keiner ist am Ziel. Entscheidend ist es, daß man unterwegs bleibt und nicht auf der Stelle tritt.

Eine Gemeinde, die auf dem Ewiggestrigen beharrt und keinen Raum läßt für Suchbewegungen, Gehversuche und experimentierende Schritte eines Lebens, das sich noch unbeholfen die Bahn bricht, ist kein Ort wirklicher Hoffnung mehr, denn sie hat ihre Zukunft schon hinter sich. Wo Sicherheit gefordert wird, anstatt angstfrei und

mit Gottvertrauen dem Offenen zu begegnen, ist dies nicht Ausdruck des Glaubens, sondern eher eine kirchliche Variante gesellschaftlicher Lähmung, Ratlosigkeit und Resignation.

Die basiskirchlichen Gemeinschaften legen einen gemeinsamen Weg im Glauben zurück und lernen dabei – gerade auch im Scheitern, in der Gefährdung und im Fragmentarischen –, ihre eigene Geschichte als einen Weg aus der Knechtschaft in die herrliche Freiheit der Kinder Gottes zu sehen. Auf diesem Weg laden sie andere in ihre Weggenossenschaft ein. Gemäß dem „Jesuianischen Prinzip“ „Kommt und seht“ (Joh 1, 39) bieten sie ihnen die Gastfreundschaft an und bitten sie in ihr Leben hinein¹⁴. Auf diesem Weg verstehen sie sich als eine Kirche der Schwelle. Willkommen sind all jene, die als getaufte Erwachsene erst wieder das „kleine Einmaleins“ des Glaubens lernen müssen. Analphabeten im Glauben haben genauso ihren Platz wie die, die sich nur partiell mit „Kirche“ identifizieren können.

Basisgemeinschaften kann man nicht einfach von oben herab organisieren. Sie entstehen aus eigener Initiative, im Entdecken der eigenen Berufung und im Hören auf die Stimme des Gottesgeistes, der zu allen Zeiten Menschen in neuen und unerwarteten Gemeinschaftsformen zusammengeschlossen hat. Ich schließe mich daher den Worten des Trierer Bischofs Hermann Josef Spital an, der in einer aufsehenerregenden Silvesterpredigt 1985 im Trierer Dom seine Zuhörer ermutigte: „Beten wir miteinander um den neuen Geist, der solche Basisgemeinschaften in der Kirche unseres Landes wecken kann. Dann kann auch die Kirche hier in Europa wieder zum Zeichen des Heiles und der Hoffnung werden“¹⁵.

¹⁴ Vgl. dazu das Prinzip „accueil“, das für die französischen Gemeinschaften zu einem Zentralbegriff ihrer neuen spirituellen Kultur geworden ist: M. Gmelch, a. a. O., 148–155.

¹⁵ Bischöfliche Pressestelle (Hrsg.), Bischof Dr. Hermann Josef Spital: Silvesterpredigt 1985 im Trierer Dom, Basisgemeinschaften – lebendige Zellen kirchlicher Erneuerung, Trier o. J., 8.

Die restlichen Beiträge zum Schwerpunktheft „Sexualität und Macht“ mußten aus Platzgründen leider noch einmal verschoben werden.